



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagbuch.

I.

Die vielbesprochene Belgomanie in Köln am Rhein.

Köln, Mitte August.

Beim Durchblättern der Novellenzeitung fand ich ein paar Artikel über die Düsseldorf'sche Malerschule und die Kunstcritik, so wie über die Bevorzugung der ausländischen Kunst, welche meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, da besonders über das letzte Thema in jüngster Zeit auf mancherlei Weise variirt wurde.

Ueber die Tendenz des ersten Artikels kann und mag ich mit dem Verfasser nicht hadern, da es sich hier um rein individuelle Ansichten handelt, um eine Apotheose der Düsseldorf'schen Malerschule und ihrer Helden, welchen der bescheidene Name „Koryphäen der deutschen Kunst“ beigelegt wird. Erschrück nicht, deutsche Kunst! Die Herren protestiren in ihrer Bescheidenheit selbst gegen diesen Ehrentitel.

Jedem sein Steckensperd und seinen Kolben, warum soll der Kämpfer des Düsseldorf'schen Nachruhms die seinigen nicht haben? Mich hat es seiner Zeit selbst unangenehm berührt, als es hieß, unser König habe den belgischen Malern De Biefve und Gallait den Auftrag gegeben, Scenen aus der preussisch-brandenburgischen Geschichte zu malen. An Ort und Stelle erkundigte ich mich nach der Wahrheit dieses Zeitungs-Gerüchtes und fand, daß es eine grobe Unwahrheit sei. — Weder der Eine, noch der Andere hat von Preußens Monarchen einen Auftrag erhalten. Ich will der Fährte jener Lüge nicht nachspüren, nicht untersuchen, in welchem Düsseldorf'schen Atelier sie empfangen und zur Welt gebracht wurde, und welcher Kunstcritikende Düsseldorf'scher Doctor und Geburtshelfer sie als enfant trouvé dem Findelhause der Kölnischen Zeitung überwies, von wo sie ausging, um sich als patriotische Ente recht breit zu machen.

Nur ein belgischer Maler, De Keyser, hat directe Bestellungen von unserem Hofe erhalten, ein Paar Staffelei-Bilder. Für den König malte er Rubens, umgeben von seinen Freunden, die Lunden (le chapeau de paille) malend, und für den Prinz von Preußen wird er König Max I. und Maria von Burgund malen, welche den Maler Memling im Spital St. Johann zu Brügge besuchen. Wenn aber der König auch andern ausländischen Künstlern bedeu-

tendere Aufträge gegeben hätte, so ist es mir nicht einleuchtend, wie gerade die Düsseldorfer Schule, nach des Verfassers Meinung, darin offenbare Beweise der Hintansetzung finden soll, denn Düsseldorf beansprucht doch wohl kein Monopol, und Berlin hat auch tüchtige Historienmaler aufzuweisen. Dann wäre auch eben so gut eine Hintansetzung der Düsseldorfer Schule darin zu suchen, daß der König Schorn's gefangene Wiedertäufer kaufte, die in München gemalt wurden, daß er dem formgewaltigen Kaulbach in München vier große Gemälde, „Hauptmomente aus der Weltgeschichte“ in Auftrag gab. Wie kann aber überhaupt von einer Hintansetzung der Düsseldorfer Schule die Rede sein, da es in Düsseldorf unter den sogenannten Meistern jetzt außer dem sinnigen, tiefpoetischen Lessing, der übrigens einen Auftrag vom Könige hat, keinen Historienmaler im höheren Sinne des Wortes gibt? Wäre es anders, so müßten wir doch Werke von ihnen gesehen haben, die es bekundeten. An Aufmunterung fehlte es nicht, denn der Kunstverein für Rheinland und Westphalen ließ es sich emsigst angelegen sein, von den Düsseldorfer Koryphäen der deutschen Kunst, welche bei gewissen Leuten, ihrer Frömmigkeit willen, in Gnaden angeschrieben stehen, nicht nur die Bilder, sondern auch die Cartons und Farbensftzzen dazu zu kaufen. Und zu welchen Preisen? Die Jahresberichte des Kunstvereins für Rheinland und Westphalen geben die näheren Aufschlüsse. Ich frage: was haben die Meister Düsseldorfs, außer Lessing, geliefert? Die Meisten haben sich aus conventioneller Pietät, die ihre Bilder an den Mann brachte, in der frühern Zeit des Strebens die Flügel binden lassen. Reich ist die schöpferische Ader wohl bei den Meisten nie gewesen, sonst hätten sie sich als ächte Künstler, deren Beruf sich im lebendigen Schaffen bekundet, nicht dazu verstanden, einzelne Bilder, mit den ihnen ein glücklicher Wurf gelungen, der Himmel weiß wie oft zu kopiren. Als die Düsseldorfer Schule noch Mode und Fashion war, als es an Weibrauch und Lorbeerblättern der ostländischen Enthusiasten nicht mangelte, als man sich gegenseitig den Hof machte, jeder der Meister in seinem Mitmeister, ähnlicher Höflichkeit gewiß, einen Raphael, Michel Angelo, Leonardo, Tizian sah und bewunderte, der Director seine Jünger aus Osten mit diesem Namen belohnte, als das „famos“ in allen Düsseldorfer Ateliers das Losungswort war, in jenen goldenen arkadischen Tagen der Düsseldorfer Schule gingen die Meisten der sogenannten Meister ganz bequem in dem Gängelband der Schule, Lessing ausgenommen*), dem die höchste Achtung gebühret, wer von ihnen ist im Stande, einen großartigen, historischen Vorwurf zu konzipiren und auszuführen? Es ging ein böser Geist, halb Jesuit und Frömmeler, halb schlepptragender Hoffbranze, lange Jahre mit seinem giftigen Hauche der echten Begeisterung Flamme erstickend, in Düsseldorf um, und aus diesem Grunde stedelten auch schon damals mehre tüchtige junge Künstler, denen in jener Atmosphäre nicht wohl und gedeihlich zu Muth werden konnte, nach Frankfurt und München über. So gibt es unter den jüngern Künstlern auch jetzt noch einzelne Talente, die Viel, sehr Viel verheißen, in der Schul- und Gnadensonne Düsseldorfs aber verkümmern würden, wenn sie sich nicht emanzipirt hätten. Ich nenne nur Leuze, Camphausen, Rieffen, welche mit frischem Künstlermuth sich so-

*) und Bendemann!

gar hinsichtlich der Auffassung wie der Ausführung ihrer Werke von der Schulleine losgerissen und Recht dabei gethan haben.

Jetzt zum zweiten Artikel: „Ueber die Bevorzugung der ausländischen Kunst“ in Nr. 120 des dritten Bandes der Novellen-Zeitung. Fürwahr eine ehrenvolle, lohnende Aufgabe ist es, die deutsche Kunst (bei unserm Verfasser synonym mit Düsseldorfer Malerschule) dem Auslande gegenüber zu vertreten; doch muß man sich dann auch vor Allem hüten, Jener auf eine so erniedrigende Weise Hohn zu sprechen, wie es ihr Champion thut, indem er sagt: „Nicht genug, daß die flämischen Künstler auf den Beutel des deutschen, kölnischen Kunstgewinnes speculiren, nein, die ganze kölnische Ausstellung ist arm am Geiste, sie bettelt um Ideen.“ Die vorjährige kölnische Kunstausstellung zählte aber nun zufällig unter 513 Nummern nicht geringer als 270 deutsche Bilder, meist der Düsseldorfer Schule angehörig, und nur 85 belgische. So geht's, wenn man blinder Leidenschaft folgt; man schlägt, wie unser Ehrenritter, der deutschen Kunst den eignen Freund geistig todt.

Aus vollster Ueberzeugung stimme ich dem Verfasser darin bei, daß die flämische Schule, was die Historien-Malerei betraf, jämmerlich zertreten war, wie denn aber auch die deutsche Schule, trotz ihres überschwenglichen Ideenreichtums, trotz der sogenannten Tendenzbilder, deren Conception von irgend einem Zeitungs-Reporter hergenommen, in dieser Beziehung Nichts bot, was einer näheren Besprechung lohnte. Eine Menge sogenannter historischer Bilder der Düsseldorfer Schule dürfte ohne Katalog, ohne Gedenzettel in dem Rahmen, Zirkeln oder sonstigen Legenden, eben so wenig verstanden worden sein, wie mehre der flämischen Stümpereien, die in Köln ausgestellt waren. Hier rührt dies nach des Verfassers entscheidender Meinung aus Ideenarmuth her, dort wohl aus zu großem Reichthum an Ideen.

Kein flämischer Historienmaler von Ruf hatte ausgestellt, außer De Keyser. Sein Graf Eberhard von Württemberg vor Jerusalem, ein Kunststück, war hinsichtlich der Auffassung durchaus verfehlt; er hatte den Charakter weder historisch, noch in dem Momente, wo er ihn darstellte, verstanden, aber ich bin der Ueberzeugung, daß es nur wenige, sehr wenige deutsche Maler gibt, die einen solchen Kopf, solche Hände malen können! Hier konnte wahrlich allen deutschen Künstlern gegenüber, die in Köln ausgestellt hatten, von keiner Blamage De Keyser's die Rede sein; sein Bild blieb nur wenige Tage ausgestellt, weil es für die Antwerpener Ausstellung bestimmt war. Was nun die Menge flämischer Landschaften angeht, welche der Verfasser gesehen haben will, so waren deren höchstens 30 (!) ausgestellt und unter diesen ein Waldteich von Kühnen in Brüssel, eine Ansicht der Hauptstraße und des Domes von Sevilla mit reicher Staffage und eine Fernsicht auf Toledo von Bossuet in Brüssel, welche bei einer tiefpoetischen Auffassung der Natur und einer reizend genialen Ausführung selbst bei den Neidern der Flamländer als Meisterwerke die allgemeinste Anerkennung fanden. Unser Verfasser hat sie nicht gesehen, weil solche Kunstwerke nicht in seinen Kram paßten.

Ich komme nun auf den Punkt, um den es sich eigentlich handelt. Unser Verfasser ist seiner Sache ganz gewiß, wenn es heißt: „Wir sagten im Eingange,

daß wir Deutschen die Belgier auf Kosten unserer Künstler empfangen, bewirthen und bejubeln. Ersteres thut der Kunstverein zu Köln, Letzteres die deutsche Kunstcritik; jener Verein wird auch in diesem Jahre wiederum zwei Drittel fremde belgische, holländische und französische Bilder und nur ein Drittel deutsche Bilder kaufen, wenn schon die Deutschen auch diesmal die Oberhand haben."

Es gibt gewisse Leute, welche sich darin gefallen, den kölnischen Kunstverein der Belgomanie und der Himmel weiß welcher Untugenden zu beschuldigen, weil er es im Jahre 1839 wagte, in seinen Ausstellungen den Künstlern aller Nationen eine freie, durch nichts bedingte Concurrenz zu eröffnen. Da die Düsseldorfser wohlweislich alles Fremde sich fern hielten, oder mit entschiedener Geringschätzung darüber absprachen, so hatte sich der in jener Zeit dort herrschende künstliche Ascetismus, diese schwindfüchtende Salon-Malerei bei uns selbst in den gebildeteren Kreisen eine solche Geltung durch die Gewohnheit zu verschaffen gewußt, daß wir in der Idee des kölnischen Kunstvereins nur eine höchst glückliche begrüßten. Gerade in jener Periode glaubten Viele der Düsseldorfser Meister schon den Kranz errungen zu haben; von der sogenannten Kunstcritik verhätschelt, ruhten sie auf ihren Lorbeern und waren sicher, selbst ihre Copien mit ungeheuren Preisen bezahlt zu erhalten; da tritt der kölnische Kunstverein auf und zeigt, daß auch hinter den Bergen Leute wohnen. In wenigen Jahren brachte es der kölnische Verein schon auf zweitausend Mitglieder, trotz der Rivalität des Kunstvereins für Rheinland-Westphalen, der in Düsseldorf seinen Sitz hatte und mit das älteste derartige Institut in Deutschland war. Unbehaglich ist es, sich aus seiner Ruhe, aus dem so sicher gewählten Besitze aufgestört zu sehen. Wenn aber auch seit dem Bestehen des kölnischen Vereins um mehre Tausend Thaler weniger von Düsseldorfser Malern verkauft wurde, so wird dennoch kein unbefangener Künstler in Abrede stellen, daß gerade mit der Bildung des kölnischen Kunstvereins die Düsseldorfser durch die Concurrenz zu einem lebendigeren Streben und Schaffen angespornt wurden, und daß gerade die kölnischen Ausstellungen auf die Bestrebungen der Düsseldorfser Schule in manchen Beziehungen, was auch dortige Künstler offen und unumwunden eingestehen, den wohlthätigsten Einfluß geübt haben. Hier hatten die Strebenstüchtigen Gelegenheit, Etwas zu sehen, was ihrer Schulatmosphäre immer fern gehalten wurde, sich zu überzeugen, daß sie, was Farbentechnik, das Colorit überhaupt betrifft, noch ganz anders zu lernen haben. Haben wir in der letzten Zeit in Düsseldorf ein freieres, lebendigeres Colorit bei verschiedenen jüngern Künstlern sich geltend machen sehen, so behaupte ich, daß an diesem nicht lebendig genug anzuerkennenden Streben die kölnischen Kunstausstellungen ihren entschiedenen Antheil haben. Die Kunst-Proletariats sind eine der bösen Früchte der Kunstschulen, wie sie noch in Deutschland bestehen. Das Umsichgreifen dieses Kunst-Proletariats, welches auch in Düsseldorf bemerkbar wird, wie ich aus Erfahrung weiß, kann einigermaßen dadurch gehemmt werden, daß die Kunstvereine nichts stümperhaft Mittelmäßiges mehr in ihre Ausstellungen zulassen und noch viel weniger ankaufen. Dadurch werden doch Manche noch frühzeitig zur Einsicht kommen, daß sie nicht zu den Berufenen gehören und einen andern Lebensberuf wählen.

Es ist eine vollständige Unwahrheit, wenn unser Verfasser behauptet, der

Kölnische Kunstverein empfangen und bewirthe die Belgier. Wohl gab derselbe im September 1841 Peter von Cornelius ein schönes Fest, wie denn auch früher unserm Landsmann, dem bekannten Architekten Sittorf, und im Jahre 1845 dem Professor Karl Begas, in dem Köln auch einen um die Kunst hochverdienten Landsmann ehrt, aber noch nie hat ein belgischer Künstler von dem Kölner Kunstverein den Gruß der Gastfreundschaft empfangen, was übrigens, wenn es geschehen wäre, demselben wahrlich auch nicht zum Vorwurf gereichen könnte. Stets hat sich jedoch der Kölnische Künstlerverein eine Freude daraus gemacht, fremden Künstlern, ohne irgend einen Unterschied der Nation, gastlich entgegenzukommen, und ich bin der festen Ueberzeugung, daß sich die fremden Gäste gern der heitern Stunden erinnern, welche sie in dem anspruchlosen Kreise zugebracht haben. Der Künstlerverein war es auch, der im Jahre 1842 den belgischen Malern De Biesve, Gallait und De Keyser in seinem Kreise ein kleines Fest veranstaltete, wie er es früher in großem Maßstabe zu Ehren des genialen Schinkel gethan hatte und um den deutschen Bildhauer Schwanthaler zu begrüßen. Freie, nicht conventionelle Gastlichkeit ist rheinische, ist kölnische Sitte. Diese zu üben, war dem Kölnischen Künstlerverein eine angenehme Pflicht, und daß er belgische Künstler eben so gastfrei empfing, wie die deutschen, das wird ihm doch wohl kein vernünftiger Mensch zum Vorwurfe machen wollen. Uebrigens kann es den Kölnischen Kunstverein gar nicht kümmern, was der Kölnische Künstlerverein thut. Sie sind sich gegenseitig keinerlei Rechenschaft schuldig, indem beide Vereine in keiner weitern Beziehung zu einander stehen, als daß die Mitglieder des Letztern Aktionäre des Erstern sind.

Daß Manchem in Deutschland ein Licht aufging, über das, was eigentlich „Malen“ heiße, als ihm durch die Bemühungen des Kölnischen Kunstvereins die beiden großen Gemälde von Gallait und De Biesve zur Ansicht kamen, ist keinem Zweifel unterworfen, denn allenthalben sind diese zwei Kunstschöpfungen: „Die Abdankung Karls V.“ und das „Brüsseler Compromiß“ nach Verdienst gewürdigt worden. Daß es der deutschen Kunstkritik beim Anblick dieser Gemälde schwül und unheimlich zu Muthe geworden sein mag, verglich sie dieselben mit dem, was die deutsche Delmalerei seit dem Jahre 1815 bis 1842 geschaffen, das geb' ich gern zu, wie denn auch, daß Mancher, außer sich über die hohe Meisterschaft der Technik, wie sie ihm aus diesen Bildern in der Vollendung der besten Meister des sechzehnten Jahrhunderts entgegenstrahlte, ungerecht gegen die heimischen Künstler wurde, und selbst ihr hohes Verdienst, was Idee und Erfindung angeht, nicht mehr anerkennen wollte. Wahr ist es aber auch, daß die beiden Gemälde sowohl deutsche Maler als deutsche Kunstkenner zu der in mancher Hinsicht beschämenden Einsicht kommen ließen über das, was der deutschen Malerkunst bisher Noth that, und daß sie bei den, ohne einseitiges Vorurtheil strebenden deutschen Künstlern einen heilsam anregenden Einfluß übten. Seien wir doch gerecht. Die belgischen wie die französischen Meister haben als Maler großes, von den Deutschen bisher nicht erreichtes Verdienst, entschiedene Vorzüge. Die deutsche Reflexion, die ernste Gewissenhaftigkeit scheint mir bei den deutschen Malern ein Gemmiß zu sein, daß sie es in ihrer Kunst des Scheins noch nicht so weit gebracht haben, wie die Belgier und Franzosen, wenn die deutschen Meister hinge-

gen wieder große, sehr große Vorzüge als Erfinder und Componisten haben, wo uns die Tiefe des Geistes aus dem deutschen Brunnen des Gemüthes geschöpft werden kann, welche ihnen auch die fremde Kunstkritik nie abgesprochen hat. Mit der hohen Bewunderung, die sie jedem Gebildeten abnöthigen müssen, sind die Werke von Cornelius und Kaulbach in Frankreich und Belgien in ihren Bervielfältigungen aufgenommen worden, und die praktische Erfahrung des Verfassers unseres Artikels ist in der That nicht weit her, wenn er mit der größten Zuversicht behauptet, die Werke jener deutschen Kunstheroen wären dort kaum dem Namen nach bekannt. Er besuche nur die Studierzimmer der ersten französischen und belgischen Künstler. Die Compositionen zum Faust von Cornelius sind sogar in Paris in zwei verschiedenen Ausgaben nachgestochen, wie auch das Narrenhaus von Kaulbach. Gute deutsche Bilder — die Franzosen, Belgier und Holländer wollen aber Gemälde, keine mit hektischer Nengstlichkeit nach dem Modell und dem Akte zusammengestellten und illuminirten Umrisse — haben in Frankreich, Belgien und Holland stets die höchste Anerkennung gefunden, sind sogar mit Ehrenmedaillen ausgezeichnet und auch gekauft worden.

Unwahr ist es aber, wenn der Verfasser des Artikels sagt, der Kölnische Kunstverein kaufe zwei Drittel fremde und nur ein Drittel deutsche Bilder. Das Resultat des vorigen Jahres kenne ich nicht, da der Bericht noch nicht erschienen ist; ich habe mir aber die Mühe gegeben, die Ergebnisse der frühern Ankäufe vom Jahre 1839 bis incl. 1845 aus den Jahresberichten des Vereins zusammenzustellen, und da kommen auf Belgien 12,440 Thaler, auf deutsche Künstler — natürlich nicht allein Düsseldorfer, für deren Heerd unser Verfasser unter dem Banner des deutschen Kunst-Patriotismus doch zunächst in's Feld zieht — aber 20,636 Thaler, für welche der Kunstverein ankaufte, der außerdem vier seiner Mietenblätter von deutschen Künstlern anfertigen ließ und zwei bei fremden. Wie ist unter diesen Umständen der Vorwurf der Bevorzugung ausländischer Kunst, den man dem Kölnischen Kunstverein macht, zu rechtfertigen? Es wird sich da leicht Jeder überzeugen, daß hier Nebenabsichten im Spiele sind, daß man mit diesen vagen Verdächtigungen einen bestimmten Zweck zu erreichen strebte, was aber hoffentlich nie gelingen wird, denn der Kölnische Kunstverein, der es bisher unter seiner Würde gehalten, eine dieser Provokationen öffentlich zu entgegnen, möge wie bisher zum Nutzen und Frommen der heimischen Kunst seine Thüre einer freien Concurrrenz auch fürder öffnen, und treu seinem Systeme bleiben.

Zum Schluß seines Artikels ergeht sich unser Verfasser in Lobsprüchen über das Colorit des Hafenclever'schen Bildes, „die Schule aus der Jobstade.“ Allein so geistreich, humoristisch-komisch das Bild gedacht war, so schwach war es in der Farbe; so ohne eigentliche Tiefe und Haltung; jedes Stigürchen für sich brav und fleißig ausgeführt, aber in der Gesammtfarbenwirkung durchaus kein Meisterwerk. Hafenclever, der leider auch Einzelne seiner ansprechenden Bilder zwei bis dreimal malt, hat sich selbst nie für einen großen Coloristen gehalten, wie ich zufällig aus seinem eignen Munde weiß. Der Verfasser kommt darauf zu sprechen, daß man in Düsseldorf in der letzten Zeit Fortschritte im Colorit gemacht, wie ich auch oben andeutete und zwar als Folge der kölnischen Kunst-Ausstellungen. Dies ist eine recht erfreuliche Erscheinung, welche ich besonders voll fröhlicher

Hoffnung für die Zukunft begrüßte, mir schon träumend, daß die verschiedenen Schulen den Dünkel bei Seite legen, die gegenseitigen Vorzüge anerkennen und frei und unbefangen mit einander austauschen, um das möglich Vollkommene in der Malerei zu schaffen. Wenn unser Verfasser aber ferner sagt, daß der Prof. Sohn (in Düsseldorf) von keinem Zeitgenossen im Colorit erreicht, geschweige denn übertroffen wird, so bestätigt dies mein Urtheil über seine Kunstkennerchaft und mahnt an die Düsseldorfer Künstler=Apotheosen aus den dreißiger Jahren, welche der dortigen Kunstschule wahrlich keinen Nutzen gebracht haben. Alle Achtung dem Maler Sohn, er hat reizende weibliche Portraits geliefert. Er ist der Meister eines blendenden Sinnlichkeits-Prinzips, das verbunden mit einer gewissen Eleganz der Anordnung fesselt. Sobald es sich aber um ein Bild mit mehreren Figuren handelt, dann tritt uns der Erbfeind der Düsseldorfer Schule älteren Styls leider in seiner ganzen Größe entgegen. Das Einzelne ist delicat meisterhaft ausgeführt, dem Ganzen fehlt aber die Farbenperspective, die eigentliche Seele des Bildes als Gemälde, das Geheimniß des Hellbunkels des gegenseitigen Abdämpfens der Töne, die harmonische Verschmelzung. — Mein Urtheil bestätigte mir ein Bäuerlein auf einer Düsseldorfer Ausstellung, wo ich Sohn's Tasso und die beiden Leonoren sah, er meinte nämlich, der Springbrunnen im Hintergrunde des Bildes könnte leicht die Schrift, welche der auf dem ersten Plan sitzende Tasso in der Hand hält, verwischen. Was nicht der Verstand der Verständigen steht, das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Für heute will ich damit schließen, und zwar auch gegen meine Gewohnheit, als Anonymus, weil ich es mit einem Anonymen zu thun habe. Freuen soll es mich jedoch, wenn er mir Gelegenheit gibt, auch mit offenem Bistir ihm einmal gegenüber zu treten.

H. W. C.

II.

Ungarn und Oesterreich.

Aus Böhmen.

In den Grenzboten No. 23 findet sich ein Aufsatz von den Ufern der Theiß, der alle Beachtung verdient und von Seite derjenigen, an die er gewissermaßen gerichtet ist, nicht ohne Erwiderung bleiben darf. Die Stimme, welche hier laut wird, faßt das Verhältniß Ungarns zu Oesterreich, um mit dem Verfasser zu sprechen, denn ich würde sagen: zu den übrigen österreichischen Ländern — aus einem Gesichtspunkte auf, der nur vielseitiger Anerkennung bedarf, um zu den segensreichsten Resultaten zu führen, nämlich von dem, daß die politischen Interessen Ungarns mit jenen der übrigen österreichischen Lande nicht nur vollkommen zu vereinigen sind, sondern überdies in solch' enger Wechselbeziehung stehen, daß deren Trennung nur allseitig Nachtheil bringen kann.

Demjenigen, welcher mit Unbefangenheit die jetzigen Weltverhältnisse überblickt, ist es schon lange klar geworden, daß die politische und merkantile Selbstständigkeit nur von den Großmächten mit Erfolg behauptet zu werden vermag, daß daher der moderne Separatismus, welcher unter dem Aushängeschild falsch

verständener Nationalität Profelyten macht, nur dahin führen kann, einzelne Länderteile aus ihrem bisherigen Verband zu reißen, ohne ihnen die erträumten Vortheile einer selbstständigen sogenannten nationalen Entwicklung dafür zu gewähren. Eine neue Weltgestaltung und Ländervereinigung kann möglicher Weise dadurch hervorgebracht werden, niemals aber wird es gelingen, die Völkerschaften nach Sprache und Race abzufondern und ausschließlich hiernach den Staatsverband zu gründen, weil dieser auf ganz andern Bedingungen beruht, daher es denn gewiß ganz abgesehen von den mit einer solchen Metamorphose unzertrennlichen Erschütterungen weit mehr in dem wohlverstandenen Interesse der Civilisation und des Fortschritts liegt, nach zweckmäßiger Consolidirung der nun einmal vorhandenen Großstaaten in ihrem innern und äußern Verhältnisse zu streben, als diese aufzulösen.

Der Schreiber des im Eingang berührten Aufsatzes ist auf diesem oder anderem Wege zu denselben Schlüssen gelangt, und wird gewiß nicht allein stehen in Ungarn, wo sich der politische Gesichtskreis seit dem letzten Jahrzehend um vieles erweitert hat, aber auch in den übrigen österreichischen Ländern wird das Bedürfnis gegenseitiger Verständigung und der Vereinigung isolirter Kräfte zur Anbahnung der politischen Regeneration unseres gemeinsamen Vaterlandes immer fühlbarer und lauter, je besser die große Mehrheit der Landesbewohner die großen Vortheile, einem mächtigen Staat anzugehören, seinem vollen Werthe nach zu würdigen weiß.

Ungarn hat das große Verdienst, daß es zuerst in die Schranken trat, um den Landesfreiheiten und Rechten wieder Anerkennung zu verschaffen, vor allem aber, daß dessen Stände nicht engherzig ihre Privilegien und Freiheiten zu befestigen und zu erweitern strebten, sondern bei vielen Anlässen das seltene Schauspiel lieferten, theils deren Beschränkung, theils deren Ausdehnung auf andere Standesklassen zum Wohle des Gesamtvaterlandes anzustreben, und nicht zu leugnen ist: daß Ungarn mächtig zu dem endlichen Wiedererwachen eines regeren politischen Lebens in allen Staaten Oesterreichs beigetragen hat.

Durch den hier besprochenen Aufsatz, der, wenn uns nicht alles trügt, von einem sehr einflußreichen Oppositionsgliede herrührt, wie nicht minder durch das neueste Programm dieser Opposition — bietet Ungarn denen die Hand, mit welchen es bisher in einem gewissen Antagonismus gelebt hat, es beurkundet dadurch zuerst die Thatsache, daß sich die Zeiten und Gesinnungen hier und dort verändert haben, daß ein geistiges Band in der geheimnißvollen Werkstatt der öffentlichen Meinung sich gewissermaßen unbewußt um den ganzen Länderkreis geschlossen hat, der bei der Entwicklung des europäischen Staatensystems zum großen „Oesterreich“ sich zusammenfinden mußte; — dieses unsichtbare Band gewährleistet die Möglichkeit einer dauernden Vereinigung aller Interessen und Strebnisse.

Sobald Ungarn die schroffe Auffassung eines ausschließlichen Magyarenthums aufgibt und sich, wenn auch als selbstständige Persönlichkeit, die wir zu ehren und zu schätzen wissen, — dem großen Ganzen unterordnen will, fällt die unnatürliche Scheidewand die uns trennt, und an ihre Stelle tritt das legitime Uebergewicht, welches Ungarn als das größte, mächtigste und freieste der vereinigten Länder mit vollem Rechte beanspruchen kann.

Oesterreich und Ungarn sollen mit einander vorwärts, ruft uns ein aufgekärter Patriot an den Ufern der Theiß zu. — Die österreichischen Lande sollen mit einander vorwärts! rufen wir ihm von den Ufern der Elbe zu, mit dem Wunsche, es möge dieser Zuruf bei allen Freunden des großen herrlichen Vaterlandes Wiederhall finden.

III.

Aus Prag.

Die Prager Zeitung. — Abreise des Erzherzogs Stephan. — Zur Charakteristik dieses Prinzen. — Besorgnisse. — Die Künste und ihre Musik. — Die Bäcker. — Die ständischen Anträge sämmtlich abgewiesen.

Praga trauert, ist heute schwarzgerändert aufgestanden als verwaist preisgegebene, tiefbetrübt verlassene, hilflose Stadt. Befremdet Sie das, so nehmen Sie gefälligst die Prager Zeitung zur Hand, und lesen Sie den metrischen Abschiedsgruß an Erzherzog Stephan nach, dort wird in aufgedunsenen Redensarten einer Blumenlese aus dem Servilismuskärtlein das Leiden der Hauptstadt, wie Böhmens, von der Redaction überdrastisch geschildert, welche mit dem Abschiedsgruße glücklich die ganze erste Seite ihres Miesensformates zu füllen verstand, und eben hierin einigen Trost für Trennungsleiden mag gefunden haben, denn keine geringe Aufgabe ist es, vier Mal per Woche eine Quadratmetre Papier mit censurlichem Humbug zu bedecken, und gar häufig muß der Anekdotenzäger seine abgestandenen Witze leihen, um die Blößen zu decken.

Weim Himmel! wir sind herzlich betrübt über des Prinzen Abberufung, wenn auch in Prosa, doch vielleicht um so intensiver und ohne Redactionsrückfichten. Erzherzog Stephan, der ritterliche Prinz, hat in Böhmen kräftig gekämpft mit dem grausamen Lindwurm, der Böhmens Gefild verödete, und wohl wieder veröden wird, mit dem Lindwurm Beamtenschlendrian, doch hat ihn der Kämpfer nicht getödtet, nicht in Stücke gehauen, er hat ihn nur gefesselt, an die Kette gelegt, und mit Bangen erwarten wir, daß die ihm gestellten Wächter ihre Posten verlassen, daß er sich losreißet und von Neuem im Lande zu wüthen beginnt.

Erzherzog Stephan war thätig, das Gute wollend und fördernd in kräftiger Handhabung bestehenden Gesetzes, und insbesondere in freundlicher humaner Beschützung einzelner Verletzter, Gedrückter, sein heilbringendes Wirken war zunächst in Detailspenden fühlbar; Beamten Corruption war dem Prinzen ein Gräuel und einige schnell, beinahe standrechtlich, geübte Strafakte sind es allein, welche uns auch Elemente der Strenge in dem Charakter des Prinzen erkennen ließen, hat er auch den Familien der Gefrahten vergütet, was er den bestraften Vätern an Gehalten entzog: Er war des Landes Chef, doch nicht Beamter, er übte monarchisches Wohlthum, ohne Monarch zu sein, und damit erklärt sich der Zauber, der ihn umgab, darum wird ein beamteter Nachfolger des Prinzen nimmer Gleiches erreichen. Wir glauben den uns leider genommenen Fürsten in diesen wenigen Zügen richtig zu beurtheilen; ihn für fortschrittlich in modernem Style, über österreichische Formen hinaus denkend und wünschend zu halten, kommt uns nicht zu Sinn, Erzherzog Stephan ist was wir eben zunächst brauchen in Oesterreich, er ist das Ideal, die Poesie des Beamtenthums, ohne Servilismus nach oben.

Doch ist seine Eigenthümlichkeit leider vereinzelt, und nur spärlich vermochten die ihm untergeordneten Organe sich seiner Richtung anzuschließen, und manchem Widerstande begegnete sein Streben bei hoher Hofkanglei, dem argen Dämpfer seiner Wünsche.

All' die Klagesänge, welche bei seinem Scheiden ertönten, sprachen Wahrheit aus, eine gar bittere Wahrheit, denn mißlich muß es um eine Verwaltung stehen, wenn die Entfernung eines Einzelnen, der doch nur das Gesetz handzuhaben hatte, alles in Frage stellt.

Daß übrigens diese Trauersänge das Klagen über Verwaisheit, über den Jammer Böhmens, haben gedruckt werden dürfen, während doch hierin der bitterste Tadel des Systemes, des Beamtenthums liegt, beweiset uns klar, daß Cervillismus blind macht.

Gestern reisete der Prinz seiner neuen Bestimmung entgegen, die bewaffneten Bürgercorps paradirten im Bahnhof; recht herzlich war der kurze Abschied, welchem schon Sonnabends den 21. August ein feierlicher vorhergegangen war.

Die ganze Beamtenschaft des Guberniums nebst den sechzehn Reichshauptleuten und einigen spärlich erschienenen Landständen war am 21. August versammelt, um dem Prinzen in seinen Apartements den letzten Besuch zu machen.

Auf der Strafe waren die Bürgergarden und sämtliche Zünfte aufgestellt, deren jede ihre Schmerzgefühle in jämmerlichen Mistönen zerkumpfter, zusammengeraffter Musikanten kund gab, der Zusammenklang aller dieser gleichzeitig arbeitenden Musikanten stimmte ganz kurios zu dem ernstesten Moment.

Die Garden und Zünfte desilrirten, und gleichzeitig wurde der Platz vor dem Gubernialgebäude, der seit Jahren der „Wälsche“ hieß, umgetauft, und heißt von nun an „Stephansplatz.“

Daß man eben die Zünfte so vielen Abschiedslärm hat machen lassen in einer Zeit, wo alles den Zunftzwang verwirft, ist kaum zu loben; Cobden hätte sich kaum daran erbaut; auch zeigte der Aufzug der Zünfte, wie wenig diese in dem Systeme prosperiren, die großen gold- und silberstrahlenden Fahnen contrastirten gewaltig mit den jämmerlichen, schlecht besohlenen Kneipenmusikanten, den ausgemergelten Meistern und Gesellen, wahren Hogartsgestalten. Interessant ist es übrigens, daß der Bäckerzunft nicht gestattet ward den Zug mit zu machen, um sie Insulten nicht auszusetzen.

Der Prinz ist fort, es dämmert wieder kühl behaglich für Fledermäuse.

Die von den böhmischen Ständen im Mailandtage gestellten Bitten und Anträge haben kein Glück gemacht, sind ganz und gar abgewiesen worden in Wien; kürzlich kamen die Resolutionen.

Die Bitte um Aufhebung des Lotto — abgewiesen, weil Regierung die Verhältnisse in Gesamtheit beurtheile, und Stände nur vom Provinzialstandpunkte ausgehen.

Die Bitte um Hypothekenbank — total abgewiesen mit derselben Motivirung.

Die Bitte wegen begüterten Landesoffizieren factisch abgewiesen, durch Ernennung eines unbegüterten Hofrathes zum obersten Landrichter und Landrechtspräsidenten — unbegütert allerdings, doch vollkommen begabt, und das ist denn doch die Hauptsache für das hohe Richteramt.

Die Ablehnung jener mehrpostulirten 30,000 Fl. — kurz damit abgefertigt,

daß *Se. Majestät* auf einem Mehrpostulate bestehen, besonders da die Stände schon durch zwei Jahre willig geleistet.

Für den 30. August ist die Landtagsversammlung zur Postulatenverhandlung berufen; ohne Zweifel wird unbekümmert um das Resultat dieser Verhandlung bereits fleißig an der Repartition gearbeitet, doch es ist Jagenszeit — und Alles wird ganz freundlich ablaufen. S. S.

IV.

Aus London.

Gemäldeausstellung und Kunstfrüher. — Wellington und Gambardella. — Verdi's neue Oper.

Das letzte Vergnügen, das England genossen hat, ehe es zu Ende mit allem Vergnügen, war noch die Ausstellung seiner „Works of Art“, jener für das Parlament gefertigten Gemälde, die die von der Königin dazu befähigte Commission besichtigen sollte, um dann das Beste darunter auszuwählen und mit einem Preise zu honoriren. Von den ersten Künstlern Englands ist keiner in der Arena erschienen, und die neuen Namen, die im Catalog verzeichnet sind, haben auch des seltsam Neuen so viel gebracht, daß das Publikum mit Bedauern gesehen hat, welcher Zusatz dem Werke John Barry's werden würde, wenn man ferner den guten Willen kleiner Talente zu seinem Beistande aufriefe, um Englands Geschichte in den Hallen des neuen Parlamentshauses carrikiert darzustellen. Die Kunst, die in England nicht bloß geschätzt, sondern auch würdig ausgeübt ist, konnte es sich nicht verzeihen, für die kommenden Jahrhunderte einen solchen Schatten auf sich haften zu lassen, und sie hat daher an die Königin appellirt, und gebeten, die Richter ihrer Verdienste zu verändern, weil deren Midas-Entscheidungen die erste und größte Ursache des gegenwärtigen Uebels seien. Ihre Klage ist gnädig aufgenommen worden, und das um so mehr, weil das „verzogene Kind des Landes“, wie die englischen Blätter den Herzog von Wellington nennen, gesagt hat: er sei freilich in mancher Seeschlacht gewesen, habe aber nie etwas dem Aehnliches gesehen, was er in der Ausstellung von Westminster-Hall als Schlachtstücke aufgeführt finde. Hat der gute Herzog nun gleich keinen Kunstverstand, wie seine Vorliebe für seine Statue auf Grosvenor-Gate — dies misrathene Meisterstück Wyatt's — hinreichend beweist, so hat er doch Schlachtenverstand, und kann mit praktischem Auge beurtheilen, ob die Einbildungskraft des Malers sich ein Seegefecht auf die Weise dargestellt habe, wie die Wirklichkeit sie bietet, oder ob er das nie Gesehene auch in nie Gesehene Farben und Colorite eingehüllt; und so hat die Königin denn seinem praktischen Blick diesmal vertraut, und keine der vielfarbigen Argo wählen lassen. Es befindet sich übrigens doch ein sehr schönes Bild unter der Sammlung, das aber einem Ausländer angehört, dem Neapolitaner Gambardella, und das sich, ich weiß nicht wie, dahin verloren hat. Es stellt die Regierung der Königin Victoria dar. Sie selbst, lebensgroß und sehr ähnlich, und dabei schön und edel gehalten, steht im Vorgrunde; vor ihr sitzt der Friede, seine Segnungen begrüßend; Victoria bezeugt ihm als Britannia ihre Ehrfurcht, Handel und Ackerbau, mit ihren Attributen beladen, knien vor ihm, der Krieg lehnt sich zur Seite, entwaffnet, auf einen schlafenden Löwen, und die Liebe schmiegelt sich als kleiner Amor in den

Schooß des Friedens, und sticht die Kränze für Hymen. Gambardella ist ausgezeichnet in seinem Colorit; seine Fleischfarbe hat wirkliches Leben, und seine Blumen — obwohl auf solchem Bilde eine große Nebensache — sind so frisch und lebendig, daß man versucht sein könnte, sie als wirkliche dem kleinen Gotte entwenden zu wollen. Wer dies Bild kaufen wird, weiß man noch nicht.

Die fremden Künstler haben übrigens immer mit manchen Vorurtheilen zu kämpfen, die nur die Zeit und großes Talent überwinden können, und von den zahlreichen jungen deutschen Malern, die in jedem Frühling in London erscheinen und eine goldene Ernte zu halten hoffen, gelingt es nur sehr Wenigen, so viel Beschäftigung zu finden, um die Kosten ihrer Reise damit zu decken. Es thut einem weh, sie mit so frohen und hohen Erwartungen kommen zu sehen, damit sie dann um so schmerzlicher aus ihren Träumen erwachen, und endlich nur noch kümmerlich von Hoffnung zu Hoffnung zu leben, bis Noth und Mangel sich ernsthaft an ihrer Thüre einstellen. Wollten doch weniger Deutsche kommen! Jetzt ist übrigens auch die Erntezeit für alle Künste hier vorbei und selbst Jenny Lind schießt sich zum Abzuge an. Das englische Publikum ist lezthin sehr galant gegen sie gewesen. Man hat eine Statue von ihr verfertigt und aufgestellt, eine Münze geschlagen, und endlich noch in allen Bierschenken ein Getränk à la Jenny Lind ausgeben, nach einem wahren Rezept verfertigt, wie es heißt. In der neuen Oper Verdi's „I Masnadieri“, nach Schiller's „Räubern“, leuchtet die nordische Nachtigall gar nicht. Es läßt sich aber nicht viel darüber sagen, denn die Musik ist abscheulich, die Chöre sind so einförmig, als hätte ein Frosche sie erfunden, und die Solo's enthalten, außer einigen Bissen, die aus Norma gestohlen sind, gar keine Melodien. Es lohnte wirklich nicht der Mühe, sich den Zutritt mit Lebensgefahr zu erkämpfen, wie das der Fall war, um sich während zweier Acte zu langweilen und während der zwei übrigen Vergessenheit im Schlafe zu suchen.

Amely.

V.

Aus Berlin.

Das abstracte Berlin. — Ein Volkslied und dessen Anwendung. — Neue Stadien. — Zeitungen. — Die Times über Preußen. — Der Polenprozeß. — Grelinger's Vertheidigungsbrede. — Bettina. — Bestechungsprozeß. — Theater. — Planetenregen.

Seit den Paar Monaten, daß ich Ihnen Bericht abstatte, hat die Physiognomie unserer Stadt sich auffallend verändert. Ich meine damit nicht die Straßen, das Pflaster, die Plätze, obgleich auch in diesem Manches geschehen ist, um die grauen Abstraktionen der Steinwände resp. Laternenpfähle durch das realistische Grün von neugepflanzten Linden oder Blumenplätze zu unterbrechen, sondern das Aussehen seiner Bewohner. Damals konnte man in Berlin zwei Klassen von Menschen unterscheiden: die Einen verklärte Spaziergänger, die nach zufrieden anständiger Vollendung ihres Tagewerks göttergleich sich freuten, die Andern abstracte Kritiker, welche in der Welt nichts anderes erblickten, als einen Stoff für Ironie des Berliner Selbstbewußtseins. Oder vielmehr das waren nur die beiden Pole einer und derselben Erscheinung: der bornirten Suffisance, die mit ihrer Bildung abgeschlossen hat, und nun nichts weiter thun kann, als sich selbst anstaunen und über alles Andere die Nase rümpfen. Die ganze Bildung Berlins war auf Ab-

fraktionen gegründet, oder man kann auch sagen, Berlin selbst war eine ziemlich ausgedehnte Abstraktion, die „Stadt an sich,“ um mich in der Sprache der Schule auszudrücken. Die langen, gradlinigen Straßen, die zudringlich sich überall entgegendrängenden Casernen, sie hatten ebenso das Aussehen einer mathematischen oder logischen Formel, wie die Brüste der Gardelieutenants, wie die Kritiken der Enkel Nicolai's. Selbst die Art, wie man sich über Berlin ausdrückte — eine Weltstadt im Werden, eine Stadt der Zukunft — erinnerten ebenso an die Kategorie, der Transcendenz, als das deutsche Vaterland. Was ist des deutschen Vaterland? fangen die Deutschen ihre Nationalhymne an, und finden keine andere Antwort darauf, als ein beständiges Hinausweisen über die Grenze. So hätten auch wir singen können: Was ist Berlin? Ist's, wo der Sand der Dünen weht? Ist's, wo der große Kurfürst steht? Ist's im Strahlauer Fischzug? Oder bei Stehely und Spargnapani? Und so hätte es andere wohl aufzuwerfende Fragen gegeben; die Antwort wäre immer gewesen: O nein! o nein! Berlin besteht zunächst nur aus Leinwand, Pinseln und chinesischeser Tusche; der Meister, der es malen soll, ist noch nicht gekommen.

Der Grund dieser abstrakten Stellung lag nun darin, daß ein eigentlich realer Inhalt nicht vorhanden war. Man wird blasirt, wenn die Realität werthlos ist. Die angesehenen Leute Berlins bestanden aus Geheimräthen und Offizieren, und diese haben ihren Werth nicht in sich selbst, sondern in einem mächtigen aber auch lustigen Gebäude, das jedenfalls des localen Interesses ermangelt. Andere Interessen, die sich an den Berliner unmittelbar anknüpften, wie z. B. Theater, Concerte u. s. w. waren wieder zu einseitig und auch wohl zu vorübergehend, als daß sich daran eine feste Gesinnung hätte entwickeln lassen. Und doch kann man nicht sagen, daß es dem Berliner an guten Wünschen gefehlt hätte, sich für etwas zu begeistern; er schwärmte der Reihe nach für Liszt, für die Lind, für den Gustav-Adolphs-Verein, für die Lichtfreundschaft, für das Aufbehalten des Huts auf dem Kopf, für das Pferdefleisch u. s. w.; nur daß ein solcher Hauch bald vorüberging, weil er durch einen zu wenig substantiellen und nachhaltigen Gegenstand hervorgerufen war.

Man muß gestehen, daß jetzt Berlin in ein anderes Stadium eingetreten ist. Diese Verwandlung ist hervorgebracht durch das Universalmittel, wodurch der Indifferentismus und die Blasirtheit geheilt wird: durch den Zauber der Deffentlichkeit. Die Gerichte, die Ständeversammlung, nun der Hochverrathsproceß, bald die Stadtverordneten bringen unsern Bürgern die Politik zunächst vor die Augen; er sieht zuerst, er nimmt auf; dann bildet er sich ein Urtheil; damit ist es aber nicht mehr abgethan, wie es früher wohl geschehen konnte, wo die Erscheinung ebenso rasch vorüber war, als das Urtheil ausgesprochen; jetzt wird unausgesetzt auf seinen Bestand eingewirkt; er muß sein Urtheil an neuen und doch analogen Gegenständen prüfen, es begründen oder corrigiren; und so findet das früher nur einzeln, absprechend hingeworfene Urtheil allmählig einen festen Boden; es bildet sich eine Gesinnung, und es müßte wunderbar zugehen, wenn aus der Gesinnung nicht auch ein allgemeiner, entschieden ausgeprägter Charakter sich entwickelte. Das bloße System der Verneinung des Wilhelms, des „Ueber Alles Hinausseins“ hat seinen Credit verloren; wir wollen lernen, um etwas zu werden.

Vergebens sahen wir uns bisher nach einem Organ um, in welchem diese Stimmung einen festen Halt fände; die beiden Zeitungen, welche aus dem alten Berlin hervorgegangen sind, bleiben in ihrer traditionellen Naturwüchsigkeit, in dieser gedankenlosen Oberflächlichkeit, die den Tag über herumflanirt, um Abends im Bette zu vergessen, was man gesehen, und Morgens mit gelindem Gähnen die alte Beschäftigung fortsetzt. Die Allgemeine Preussische Zeitung ist seit dem Schluß des Landtags nach einigen schwachen Versuchen, etwas eignes zu geben, wieder in den Zustand der grenzenlosen Langeweiligkeit eingetreten, der sie früher zu dem angemessenen Organ der höhern Cirkel machte; in der Zeitungshalle tobt und gährt es nur eigentlich unter der Uebermasse stofflicher Mittheilungen, als ob ein geistiger Kern wohl das Gelüst hätte, aufzuschieszen, aber von der Luft und dem Licht zu wenig begünstigt würde. Die kleineren Blätter gehen meist in persönliche Klatschgeschichten auf; die Staffette, das Gelesenste unter ihnen, hat noch den alten Berliner Tiefs, an Allem zu mäkeln, nichts recht zu finden; sie vermeint ausschließlich, und beruft sich nur auf ihren guten Willen.

Und doch, auch in diesen Organen, wie hat es sich so wesentlich geändert, wenn man genauer hinsieht. Früher war es doch nur das Ausland, wo etwas geschah, und von wo etwas berichtet wurde. Jetzt kann sich z. B. die Allgem. Preuss. Zeitung adäquaten, von ihren Correspondenten aus Madrid und Paris die scandälösesten und pikantesten Klatschgeschichten über jene mißliebigen Höfe und ihre Königs- und volksfeindliche Bourgeoisie einfinden zu lassen, es kümmert sich keiner darum; wir haben die Geschichte jetzt näher. Wenn man noch die fremden Zeitungen ansieht, so geschieht es um Urtheilen über die heimischen Verhältnisse zu begegnen. So wird z. B. gegenwärtig ein Artikel der Times, der die Landtagsabschiede bespricht, mit großer Begierde gelesen. Sie werden sich daran erinnern, daß zu Anfang der Sitzungen unserer Stände die englischen Blätter ganz im Gegensatz zu den französischen fortwährend warnten, nicht zu weit zu gehen; nicht um abstrakter Ideale willen den festen Boden der gegenwärtigen Verhältnisse zu verlassen; nicht durch einen Coup erreichen zu wollen, was zum wirklichen Heil der Gesamtheit nur allmältige, unverdrossene Arbeit zu gewinnen im Stande sei. So war damals selbst die Sprache der Times, und man war nicht abgeneigt, dahinter irgend eine Perfidie zu wittern, vielleicht gar ein sehr handgreiliches Interesse. In jener Kritik zeigt sich nun wenigstens, daß sie nach beiden Seiten hin Maß und Anerkennung anempfehlt. Sie greift die Regierung heftig an, nicht eine größere Rücksicht auf die verständigen Wünsche der Stände, wie sie sich namentlich in der zweiten Curie aussprachen, genommen zu haben, und steht in der Zukunft unheildrohende Wolken.

Der Polenprozeß war namentlich in den letzten Sitzungen dazu geeignet, eine mehr als bloß politische Sympathie zu erregen, wo H. Martens, einer unserer tüchtigsten Advokaten, im Interesse seines Klienten die Voruntersuchung gradezu der Fälschung zieh; ein Ausdruck, wogegen der Staats-Anwalt auf das Entschiedenste Protest einlegte, worauf die von lebhaften Gesten begleitete Demonstration des Vertheidigers von der einen Seite den lauten Beifall, von der andern das Zischen der Tribünen hervorrief. Wir werden, wie Sie sehen, fast schon etwas zu Parissisch. Wenn man übrigens der Darstellung des Justizrath Grelinger Glauben schenken wollte, so wäre es mit der ganzen Verschwörung wie

mit dem Wechselbalg der Gellert'schen Fabel; von Mund zu Mund geht die Sage, bei jeder neuen Uebertragung nimmt sie eine schrecklichere Gestalt an, bis endlich ein Jeder glaubt, das Phantom vor Augen zu sehen, was doch nur in der krankhaften Phantasie der Leute spukt. Wir zweifeln, ob den Richtern die Sache eben so erscheinen wird. Man muß übrigens bei Herr v. Miroslawski anerkennen, daß er bei der Zurücknahme seiner Geständnisse bei der Voruntersuchung mehr dem gemeinsamen Interesse seiner Mitangeklagten und dem — nach unserer Meinung nicht eben edlen — System der Vertheidiger folgt, als daß er seine eigene Person in Sicherheit setzen wollte.

Erregt dieser Prozeß ein wenigstens zur Hälfte tragisches Interesse, so ist dagegen ein anderer wie ausdrücklich zum Amüsement der Berliner ausgedacht. Frau von Arnim, „das Kind“, gab die Schriften ihres Mannes im Selbstverlag heraus; der Magistrat forderte sie deshalb auf, das Bürgerrecht zu erwerben; sie meinte, man solle es ihr schenken; der Magistrat fand dazu keine Veranlassung, und sie erwiderte darauf in einem spitzig-pikanten-kindlich-poetischen Schreiben, man solle ihre beiden Briefe als Autographa versteigern, woraus sich wohl, da sie sehr wenig Handschriften zu vertheilen pflege, so viel ergeben würde, um die Kosten des Bürgerrechts zu decken. Ein Magistrat versteht keinen Spas, und kennt keine Galanterie: Goethes naïv-geniale Verehrerin wurde vor Gericht gezogen, weil sie einen wohlwollenden Magistrat perfflikt habe. Sie erschien nicht persönlich, und insofern wurden die Neugierigen getäuscht, die in großen Haufen zu den Schranken geströmt waren; und vergebens machte ihr Vertheidiger die Rechte einer genialen Feder der gemeinen Prosa des Herkommens gegenüber geltend; die Dichterin wurde zu zwei Monate Gefängniß verurtheilt.

Nächstens ist übrigens ein anderer Scandalprozeß zu erwarten, der wieder viel Neugierige herbeiziehen wird; man wird nämlich das Bestechungsverfahren, welches bei der Anwesenheit großer Sängerinnen und Tänzerinnen an der Theaterkasse üblich gewesen sein soll, in Untersuchung ziehen, und darin bis auf die Zeiten der Lind zurückgehen. — Also Beschäftigung im Einzelnen ist genug vorhanden; zudem geht allmältig die Theaterseason wieder an, Mantius, Hendrichs und Fr. Luczel sind von ihren Urlaubsreisen zurückgekehrt, und vor einigen Tagen zum ersten Mal wieder aufgetreten. — Wenn es auf der Erde nichts gibt, so macht uns der Himmel zu thun; eine wahre Sündfluth neuer Planeten regnet auf uns herab; neulich hat man einen siebenten Asteroiden entdeckt.

Noch einen tragi-komischen Fall muß ich berichten. Sie erinnern sich, wie hier vor einiger Zeit, namentlich unter den Mädchen „für Alles“, die Epidemie des Eisenbahntodes grassirte. Diese ist nun wohl mit manchen andern guten und schlechten Sitten, die mit dem Tage dahingehn, in Vergessenheit gerathen, doch kommen noch immer ähnliche Excesse gegen die süße Gewohnheit des Daseins vor, die einen gewöhnlichen Sterblichen unglaublich erscheinen. So hat sich auf dem Kreuzberg neulich Einer aus Malice gegen seine Frau erhängt, um ihr die 40 Thaler zu entziehen, die sie bei seinem legitimen Tode aus der Sterbekasse hätte erhalten sollen.

Neuföln.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andra.